

RONALD LÖTZSCH

Südamerikanische Hochkultur der Inkas germanischen Ursprungs?

In der Wochenendausgabe vom 24./25. August veröffentlichte »Neues Deutschland« einen vierspaltigen Keller mit der in dicken Lettern gesetzten Überschrift »Rätsel um Ketschua«, darübergedruckt die in der Tat zum Rätseln stimulierende Frage »Inka simi germanischen Ursprungs?« Die Autorin Elfriede Philipp behauptet darin, der »Polyhistor« und baschkirische Hochschuldozent em. Dr. phil. Jakob Josifowitsch Gelblu und der deutsche »Germanist und Südamerikaforscher« Dr. sc. Julius Mader hätten »welterstmalig« über einhundert Wörter aus der historischen Sprache des herrschenden Inkaadels »enträtselt«. Die Sprachforscher Gelblu/Mader hätten Aufsehen erregt, weil sie in 72 Ketschuawörtern mittelhochdeutsche, in 17 slawische und in anderen Wörtern indoeuropäische Wortwurzeln und Wortstämme nachweisen konnten. Sie hätten daraus geschlußfolgert, »daß Germanen und Slawen nacheinander oder auch zu gleicher Zeit im 8./9. oder 10./12. Jahrhundert den Atlantik überquerten und sich im Laufe der Zeit in die andinen Gebiete des südamerikanischen Kontinents durchschlugen. Dort hätten sie den Kern des privilegierten Adels des gottgleich verehrten obersten Inka gebildet, mit Inka simi ihre exklusive Herrschersprache entwickelt und mit dem Inkareich eine politisch und kulturell höchste gesellschaftliche Entwicklung der amerikanischen Urbevölkerung geschaffen«, »ihre« in mehrfacher Hinsicht Furore machenden Erkenntnisse seien in sieben von 1992 bis 1996 erschienenen Sonderdrucken niedergelegt, die sich im Bestand der Deutschen Staatsbibliothek in Berlin befänden. Soweit einige Zitate und indirekte Wiedergaben von Passagen aus dem ND-Artikel.

Im ersten Moment ist man geneigt, abzuwinken, derartige Offenbarungen als Spinnerereien abzutun und die Sonderdrucke, sollten sie denn existieren, weiter in den Magazinen der Staatsbibliothek verstauben zu lassen.

Doch dann erinnert sich mancher ältere ND-Leser, daß im »Tausendjährigen Reich« nahezu alle Hochkulturen der Alten Welt mit Heldentaten (indo)germanischer »Herrenmenschen« in Verbindung gebracht wurden. Sogar die Möglichkeit einer »Freundschaft und Waffenbrüderschaft« zwischen dem Hitlerreich und dem asiatischen Kaiserreich Japan versuchten besonders verbohrte, in Wissenschaft machende Nazis mit dank »nordischen Migrationen« wenigstens bis in die Spitzen der japanischen Oberschicht reichender »arischer Blutsbande« zu begründen.

Wenn nun vorkolumbianische germanische »Kulturträger« gar

Ronald Löttsch – Jg. 1931,
Sprachwissenschaftler,
Berlin.

Eine redaktionell gekürzte Fassung dieses Artikels wurde unter der Überschrift »Wilde Spekulation. Anmerkungen zu »Rätsel um Ketschua« in der Wochenendausgabe des Neuen Deutschland vom 12./13. Oktober 1996 abgedruckt.

1 Für Nicht-ND-Leser: Die Blattsch(l)uß-Seite ist die satirischen Beiträgen vorbehaltene letzte Seite der Wochenendbeilage dieser Zeitung.

2 Im russischen Original: *Inki. Lingvoistoritscheskij analisis* (aus technischen Gründen kann hier statt der an sich üblichen bibliothekarischen Transliteration bzw. der kyrillischen Originalschreibung leider nur diese eigentlich abzulehnende lateinische Transkription verwendet werden).

3 Alle vier Lieferungen enthalten eine deutsche Zusammenfassung.

jenseits des Großen Teiches geortet werden und die einzige überregionale deutschsprachige sozialistische Tageszeitung darauf nicht, wie allenfalls hätte erwartet werden können, lediglich auf der Blattsch(l)uß-Seite¹ reagiert, sollte man angesichts sich ausbreitender neonazistischer Machenschaften dies nicht auf sich beruhen lassen.

Natürlich unterstelle ich den beiden »Sprachforschern« nicht, daß es ihre Absicht war, die rassistischen Wahnvorstellungen der Nazis zu kolportieren. Dennoch weisen ihre Thesen in mancherlei Hinsicht eine fatale Übereinstimmung mit solchen auf. Und wie diese sind sie wissenschaftlich völlig unhaltbar.

Wiedergegeben sind sie im ND-Artikel im wesentlichen korrekt. Lediglich die angeblich germanischen Komponenten der Inkasprache werden zu Unrecht ausschließlich dem Mittelhochdeutschen zugerechnet, was nicht ihrer Behandlung in den Sonderdrucken entspricht.

Denn diese existieren tatsächlich. Allerdings besitzt die Deutsche Staatsbibliothek nicht sieben, sondern nur vier, herausgegeben 1992 bis 1994 vom Pädagogischen Institut in Ufa in einer Auflage von 150 Exemplaren unter dem Titel »Die Inkas: sprachgeschichtliche Analyse«.² Daß es darüber hinaus drei weitere, bis 1996 erschienene, Lieferungen gibt, die Frau Philipp auf anderem Wege bekannt geworden sein könnten, ist nicht auszuschließen, denn das die vierte Lieferung abschließende Wörterverzeichnis enthält nicht die über einhundert angeblich enträtselten Ketschuawörter, sondern allenfalls etwa achtzig, teilweise gegliedert in solche germanischen, slawischen und sonstigen indoeuropäischen Ursprungs. Doch auch diese genügen völlig, um sich ein Bild zu machen.

In technischer Hinsicht stellen die vier Lieferungen eine sehr bescheidene Publikation dar. Genau genommen sind es insgesamt 175 Seiten vervielfältigter, im wesentlichen russischer,³ Schreibmaschinentext mit handschriftlichen Ergänzungen und Korrekturen.

Der Verfasser Jakob Gelblu ist offenbar ein Germanist, der sich im fernen Baschkortostan durch die Vermittlung von Deutschkenntnissen an baschkirische, tatarische und russische Studenten sicher verdient gemacht hat. Er ist vertraut mit der einschlägigen germanistischen lexikographischen Literatur, beherrscht die Grundlagen der deutschen Sprachgeschichte und kennt die wichtigsten russisch- und deutschsprachigen Werke über das Inkareich, dessen Geschichte und Sprachsituation.

Er ist jedoch von einer fixen Idee besessen, und die läßt ihn nicht nur seine sprachwissenschaftlichen Kenntnisse, sondern auch die politische Brisanz seiner Thesen vergessen. Und diese fixe Idee besteht in dem Bestreben, um jeden Preis den germanischen bzw. germanisch-slawischen Ursprung einer besonderen Sprache der Inkadynastie zu beweisen, die dann auch im Ketschua, der heute noch in den Andenstaaten von Millionen Indios gesprochenen Staatssprache des untergegangenen Inkareiches, ihre Spuren hinterlassen habe. Daß die Inkadynastie eine von der ihrer Untertanen völlig verschiedene Sprache gehabt haben soll, ist im übrigen umstritten. Die meisten Spezialisten gehen davon aus, daß sie

örtlichen Ursprungs war und ebenfalls einen Ketschuadialekt sprach.

Schleierhaft ist der Anteil von Julius Mader am gemeinsamen Unternehmen. Sein Name taucht erst 1993 in der dritten Lieferung auf.⁴ Im letzten Satz des Vorwortes dankt Verfasser Gelblu Dr. sc. jur. et Dr. rer. pol. Julius Mader (Berlin) für wertvolle Hinweise zur mittelalterlichen Geschichte Deutschlands, die sich allerdings in den 155 Endnoten dieser Lieferung noch nicht niederschlugen. Erst in der vierten Lieferung figuriert Mader als Mitautor, und hier erscheinen dann auch neue Literaturangaben (Eichler, Slawische Ortsnamen zwischen Saale und Neiße, Bautzen 1987; Deutsche Geschichte, Leipzig 1965). Auffällig ist, daß Versuche, Ketschuawörter aus dem Slawischen zu erklären, erst ab der dritten Lieferung unternommen werden. Sollte hierin etwa der originäre deutsche Beitrag zu den »Furore machenden Erkenntnissen« bestehen?

Doch zur Sache selbst. Natürlich kann hier nicht auf jeden einzelnen Versuch der Erklärung von Ketschuawörtern eingegangen werden. Einige markante Beispiele reichen jedoch völlig aus, um zu verdeutlichen, daß grundlegende und Verfasser Gelblu auch bekannte Gesetzmäßigkeiten der westgermanischen und slawischen Sprachentwicklung um der aussichtslosen Fundierung einer fixen Idee willen bewußt ignoriert werden.

Der vermeintlich germanische Anteil am Ketschuawortschatz wird meist mit Zitaten aus Matthias Lexers *Mittelhochdeutschem Taschenwörterbuch* (Leipzig 1956) begründet. In vielen Fällen werden angeblich aus dem Germanischen stammende Ketschuawörter jedoch je nach Bedarf mal mit oberdeutschen, mal mit niederdeutschen Formen identifiziert.

Das einen kleinen Bach bezeichnende und *pachtscha* auszusprechende Wort *pajcha* (-cha ist ein Diminutivsuffix) z. B. wird direkt mit deutschem Bach in Verbindung gebracht. Und zwar stamme es aus dem Oberdeutschen, in dem die stimmhaften Verschußlaute schon in althochdeutscher Zeit stimmlos geworden waren, so daß *b* in altbairischen und altalemannischen Denkmälern meist *p* geschrieben wurde. Diese Annahme ist zwar nicht zwingend, denn nach der eigenen Aussage von Gelblu gibt es im Ketschua keine stimmhaften Verschußlaute, deutsches *b* hätte also in jedem Falle durch *p* substituiert werden müssen. Hochdeutsch wäre es aber, denn der im Deutschen *ch* geschriebene Laut ist durch die sog. hochdeutsche Lautverschiebung aus *k* entstanden. Mittelniederdeutsch hieß der Bach *beke*.

Das einen Teich bezeichnende Ketschuawort *tika* wird dagegen wegen des erhaltenen *k* aus dem Mittelniederdeutschen erklärt, in dem die Entsprechung *dik* lautet. Rein lautlich wäre das korrekt, denn stimmhaftes *d* hätte wiederum durch stimmloses *t* ersetzt werden müssen. Auch semantisch stimmen Ketschua und Deutsch in diesen beiden Fällen überein.

Doch welche realen Voraussetzungen hätten für diese beiden Wortentlehnungen, die lediglich beispielhaft für mehrere andere angenommene Fälle stehen, gegeben sein müssen? Die postulierten germanisch-slawischen Stammväter der Inkas hätten einen oberdeutsch-niederdeutsch-slawischen Mischdialekt gesprochen. Und

4 Die Geschichtsseite der ND-Ausgabe vom 24. Dezember 1992 enthielt allerdings unter der Spaltenüberschrift »KURIOSE Historie« bereits eine mit Dr. J. M. unterzeichnete Randnotiz mit dem Titel Rätselhafte Inka-Sprache, die eine eher skeptisch distanzierte Annotation der darin noch als Pamphlet bezeichneten, kurz davor erschienenen ersten Lieferung von Gelblus Inkas darstellt.

das vor dem 12. Jahrhundert! Diese Datierung ergibt sich zwingend aus anderen sprachhistorischen Kriterien.

Die mehrfach vorgenommene Identifizierung ein *u* oder *i* enthaltender Ketschuawörter, z. B. *puric* (erwachsener Mann), *chipana* (rituelles Armband), mit deutschen, in denen diesen Vokalen die Diphthonge *au* oder *ei* (Bauer, Scheibe) entsprechen, wird in dieser Hinsicht zutreffend – einmal abgesehen von allen semantischen Ähnlichkeiten bzw. Nichtübereinstimmungen (erwachsener Mann = Bauer, Armband = Scheibe?) sowie von lautlichen Nichtentsprechungen (*tsch* in *chipana* = *sch* in mittelhochdeutschem *schibe*?) – damit begründet, daß diese Diphthonge erst seit dem 12. Jh. aus den Langvokalen entstanden seien.

Wenn jedoch auch das dem Sonnengott Inti gewidmete höchste Fest der Inkas, das u. a. mit kultischen Tänzen gefeiert wurde und das sie *raymi* nannten, aus dem Deutschen erklärt werden soll und sich dafür *Reigen* anbietet, dann wird ignoriert, daß dieses auf galisches *rica* zurückgeführte Wort ebenso wie der damit bezeichnete aus Frankreich stammende Tanz erst im 13. Jh. nach Deutschland gelangte. Dabei wird die entsprechende Stelle aus Kluges etymologischem Wörterbuch sogar zitiert. Im Mittelhochdeutschen lautete das Wort im übrigen *reie* und nicht *raje*.

Eben diese Mißachtung der Lautentwicklung beinhaltet auch der Versuch, das die Sippe, die Grundeinheit der Inkagesellschaft, bezeichnende Wort *ayllu* aus dem Germanischen zu erklären. Die Wurzel *ay-* wird mit *aiw-* (Zeitraum, Ewigkeit) identifiziert, das allerdings nur im Gotischen noch den Diphthong bewahrt, während dieser schon im Althochdeutschen zu langem *ewig* (wie im Neuhochdeutschen) geworden ist.

Gleiches gilt für Versuche, Ketschuawörter mit dem Slawischen in Verbindung zu bringen. Die ein *u* enthaltenden Körperteilbezeichnungen *rucana* (Plural von Finger) und *pupu* (Nabel) z. B. werden mit slawischem *ruka* (Hand) und *pup* (Nabel) identifiziert. Wird angenommen, Slawen hätten bereits im 8./9. Jh. Südamerika erreicht, hätten die Wurzeln dieser Wörter im gesamten Slawischen kein *u*, sondern einen aus *an* hervorgegangenen, wie im Französischen auszusprechenden, Nasalvokal enthalten. Wäre der Trip über den Atlantik erst im 11./12. Jh. erfolgt, wobei auch zu diesem Zeitpunkt dafür allenfalls Ostseeslawen in Frage gekommen wären, hätte die gleiche Nichtentsprechung noch immer gegolten, denn deren Dialekte bewahrten die Nasalvokale bis zu ihrer Germanisierung und die Mundarten ihrer nichtgermanisierten Nachfahren, der Kaschuben, haben sie, ebenso wie die Sprache ihrer polnischen Landsleute heute noch (vgl. die *renka*, *pempek* auszusprechenden polnischen Äquivalente).

Für die angeblich nichtspezifizierte indoeuropäische Herkunft eines Ketschuawortes wird die Bezeichnung der Hand angeführt, die *maci* lautet. Die Wurzel *ma-* soll die von lateinisch *manus* sein, die es weder im Germanischen noch im Slawischen⁵ gibt. Wie sie ins Ketschua gelangt sein soll, bleibe in der Tat ein Rätsel dieser Sprache, selbst wenn man die ominöse mittelalterliche Atlantiküberquerung von Germanen bzw. Deutschen und Slawen für denkbar halten wollte.

5 Es sei denn in solchen in der Wissenschaftssprache aus lateinischen Elementen gebildeten Fachausdrücken wie *Manufaktur*, *Manuskript*, *manuell*.

Geradezu grotesk ist der Versuch, auch das in den spanischen Chroniken des Inkareiches als Bezeichnung der Angehörigen des Inkahochadels überlieferte *orejones* aus dem Deutschen zu erklären. Es handelt sich natürlich um ein spanisches Wort, abgeleitet von *oreja* (auszusprechen *orecha*), das ›Ohr‹ bedeutet. Die Ableitung *orejones* ›Langohrige‹ spielte auf die Sitte an, den jungen Adligen die Ohrläppchen zu durchbohren und diese mittels immer größerer goldener Ohrpflocke zu beachtlicher Länge auszu dehnen.⁶ Gelblu/Mader jedoch identifizieren den Stamm *orej-* nicht nur mit dem mittelhochdeutschen Adjektiv *ôrecht*, das eine Ableitung von *ôr* Ohr⁷ mittels des Suffixes *-echt* darstellt und auch etwa ›langohrig‹ bedeutete, sondern vermengen dieses außerdem mit deutschem *horchen*, das eine ganz andere Etymologie hat.

Man könnte die Aufzählung der Verstöße gegen elementarste sprachwissenschaftliche Grundsätze noch lange fortsetzen, doch dürften auch die angeführten die Unhaltbarkeit der von Gelblu/Mader aufgestellten Hypothese zur Genüge belegen.

Wie erklären sich nun die zum Teil in der Tat frappierenden sowohl semantischen wie lautlichen Übereinstimmungen zwischen Ketschuawörtern und solchen des Deutschen bzw. Slawischen?

Die Zahl der in natürlichen Sprachen möglichen Lautkombinationen ist begrenzt. Angesichts der Notwendigkeit, viele tausend Begriffe bezeichnen zu müssen, können Sprachen, zwischen denen es nie irgendwelche realen Kontakte gegeben hat, verblüffende zufällige Übereinstimmungen aufweisen. Dies gilt auch für Ketschua und Germanisch bzw. Deutsch oder Slawisch.

Doch zurück zu den historischen Voraussetzungen.

In Europa wurde die Hochseeschifffahrt technisch erst seit dem 12. Jh. möglich.⁸ Die Annahme einer beabsichtigten Überquerung des Südatlantiks durch Germanen oder gar Slawen schon im 8./9. Jh., etwa um der gewaltsamen Christianisierung zu entgehen, wie Gelblu/Mader in einer Anmerkung auf Seite 18 der vierten Lieferung unbefangen annehmen, ist also reine Spekulation.

Im 9. Jh. erreichten Wikinger, die ersten Hochseefahrer des Nordatlantiks, von Norwegen aus erstmalig Island und Grönland, was bereits eine gewaltige Leistung darstellte. Die Überfahrt von Grönland nach Baffinland, die Leif Erikson um das Jahr 1000 gelang, ist ein Katzensprung im Vergleich zu den Entfernungen, die hätten bewältigt werden müssen, um an die südamerikanische Atlantikküste zu gelangen.

Sogar im 12. Jh. fehlten hierfür noch die technischen Voraussetzungen.

Meeresströmungen, die ein Schiff, das sich aus der Nordsee kommend zu weit in den Atlantik hinauswagte, hätten über den Ozean an die Küste Venezuelas oder Brasiliens driften lassen können, gibt es nicht. Und selbst wenn dies denkbar wäre, die abenteuerliche Vorstellung, eine aus Sprechern des Nieder- und Oberdeutschen, also beispielsweise aus Sachsen und Baiern, zusammengesetzte und dergestalt an diese fernen Gestade verschlagene Schiffsbesatzung hätte, wie dies den Erfindern des germanischen Inka simi vorschwebt, den Amazonas und seine Quellflüsse stromaufwärts vordringend schließlich die Hochanden erreicht und dort

6 Eine Parallele dazu gab es noch nach ihrer Entdeckung durch die Europäer auf der Osterinsel. Thor Heyerdal sah u. a. darin eine Bestätigung seiner Hypothese, daß die Osterinsel nicht nur von Polynesiern aus besiedelt wurde, sondern der Ursprung der Langohren, der später durch eine Revolte der Kurzhohren ausgerotteten herrschenden Oberschicht, in Südamerika zu suchen sei.

7 Das Wort ist identisch mit der Wurzel seines spanischen Äquivalents. Diese geht zurück auf die des gleichbedeutenden lateinischen *auris*, jenes auf ein germanisches Wort, das im Gotischen als *auso* bezeugt ist. In der Sprache der gemeinsamen Vorfahren sowohl der Römer als auch der Germanen muß die Bezeichnung dieses Körperteils **o(H)us* gelautet haben. Im Litauischen und Lettischen wurde es später zu *ausis* bzw. *auss*, im Slawischen zu *ucho* weiterentwickelt.

8 Die Vorfahren der heutigen Polynesier wagten sich dagegen schon vor über dreitausend Jahren auf ihren Auslegerbooten von Indonesien aus in die Weiten des Pazifiks und erreichten vermutlich bereits in der Mitte des ersten nachchristlichen Jahrtausends den östlichsten Punkt ihres Verbreitungsgebietes, die Osterinsel.

lebende Indianerstämme unterworfen, entbehrt jeder realen Grundlage. Außerdem hätte ein solches Ereignis, hätte es je stattgefunden, Eingang gefunden in die in den spanisch geschriebenen Chroniken des 16./17. Jh. reich überlieferte Mythologie der Inkas.

Noch unvorstellbarer ist, daß eine solche Invasion gleich zweimal gelungen sein könnte, einmal germanischen bzw. deutschen, ein andermal slawischen Eindringlingen. Wie diese sich dann als Konkurrenten in den Anden arrangiert haben könnten, so daß das Inka simi sowohl germanische als auch slawische Komponenten aufnahm und dann an das Ketschua weitergab, wäre ein weiteres unlösbares Rätsel.

Dem Neuen Deutschland sollten seine doch so knappen Seiten eigentlich zu schade sein für die Verbreitung derart abwegiger Spekulationen, nicht zuletzt wegen der damit verbundenen bedenklichen politischen Implikationen.